

# Kulturelle Bergmannsbetreuung eine Notwendigkeit!

Gedanken zur kulturellen Bergmannsbetreuung  
der Volkshochschule Bochum / Von Egon Dietzel

Die letzten Häuser der großen Industriestadt verlieren sich hinter uns. Wir fahren mit unserem Wagen in die sich nun vor uns ausbreitende, für das Ruhrgebiet so charakteristische Landschaft, die in dem anbrechenden Abend grau und gleichtönend erscheint, und doch so verschiedene Gesichter haben kann. Weite Felder, einsam gelegene Bauerngehöfte und große Siedlungen lösen einander ab. Dahinter erheben sich die Silhouetten der großen Zechanlagen, die der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge und den sonderbaren Reiz verleihen.

Hier draußen wohnen Menschen mit harten, kantigen Gesichtern, die ihrer Arbeit leben und verbunden sind, Bergleute, denen ihr Beruf noch etwas Wertbeständiges ist, das sich weitervererbt vom Vater auf den Sohn und wieder auf den Enkel.

Der Fahrer neben mir erzählt mir von ihrer Arbeit, denn früher war auch er unter ihnen, ehe ein Unfall ihn zwang, über Tage Arbeit aufzunehmen. Er spricht von seinem Garten, diesem kleinen Stück Land, dem einzigen noch, was ihn mit seinen Kumpels von ehemals verbindet. Dieses Stückchen Erde, welches jedem Bergmann als eine Notwendigkeit erscheint, das er liebt und pflegt, trotz seiner harten, körperlichen Arbeit.

Aber auch andere wohnen hier. Nicht in Siedlungen und im Familienkreis. Sie haben kein Stück Land, das sie ihr eigen nennen können. Losgelöst von alledem, was den Bergmann seßhaft macht, leben sie hier draußen am Rande der Schachtanlagen in Wohnheimen und Lagern und bilden eine Gruppe für sich. Von überall her kommen sie, diese Neubergleute, nicht zuletzt aus den abgetrennten Ostgebieten, teils aus Liebe zum Beruf und teils um nur wieder arbeiten zu können.

Diesen Menschen gelten meine Gedanken besonders, wenn ich fast Abend für Abend hinausfahre zu ihnen in ihre Heime und Lager. Es gibt kaum mehr enttäuschte Gesichter wie früher einmal, als wir anfangen und ihnen sagen mußten, daß es kein Wildwest-Film oder dergartiges sei. Schwer war damals der Anfang und oft ent-



täuschend, aber nie entmutigend. Wir gingen mit Freude und Verantwortung an die Arbeit, diesen jungen, fast entwurzelten Menschen etwas Wertvolles, Beständiges in ihre Verlorenheit zu bringen, sie wieder mit unseren Kulturgütern vertraut zu machen, deren Träger auch sie ja sind, wenn sie es auch vergessen zu haben schienen.

Wie schwer war es doch, in diese verschlossenen, harten Gesichter von Dingen sprechen zu müssen, die ihnen fremd und belanglos erschienen. Wie viele Rückstände aus einer vergangenen Zeit galt es zu überwinden und wieviel Mißtrauen wurde uns entgegengebracht, nur aus dem Gefühl heraus, sich gegen uns wehren zu müssen! Fast hörbar wurden die Visiere heruntergelassen gegen uns Fremde, die wir wahrscheinlich doch nur wieder etwas von ihnen wollten.

Aber einige waren da, denen der geistige Durst nach dergartigen Dingen aus den Augen sprach. Solche, denen vielleicht nur eine allzumenschliche Scham verbot, in ihrer neuen Umgebung und ihrem neuen Kameradenkreis von solchen Dingen und Problemen zu sprechen, aus Angst, ausgelacht oder sogar ausgestoßen zu werden aus dieser Gemeinschaft. Diese Augen hingen dann an uns und verklärten uns die nackte Umgebung der kahlen Eßräume und Tischtennissäle, in denen wir gerade Platz für unsere Vorträge fanden.

Durch diese wenigen aber fanden wir auch den Weg zu den anderen, zu den Verschlossenen oder den „Hartgesottenen“, wie wir sie heute scherzhafterweise unter uns nennen. Und war unser Vortrag zu Ende, dann hörten wir oft Worte zu uns herüberklingen wie: „Toll — wußte gar nicht, daß es so was gibt — ganz interessant —“ und manchmal sogar etwas verschämt: „Der könnte eigentlich mal wiederkommen — hoffentlich war es nicht das letzte Mal — eigentlich doch besser als so'n Wildwester, was?“ . . .

Und dann kam ein Tag, da hatten wir fast alle. Unsere Mühe und Ausdauer hatte sich gelohnt. Langsam hoben sich ihre Visiere wieder. Offene Gesichter schauten uns

an, in denen zu lesen war, daß sie begriffen hatten, daß wir nichts von ihnen wollten, sondern ihnen etwas brachten, etwas schenken wollten. Nur wenige stehen noch abseits, die „Unverbesserlichen“, denen man aber überall begegnet. Es ist schade um sie, aber zwingen kann man keinen.

Wie recht wir hatten, an dieser Arbeit festzuhalten, beweist der letzte Jahresbericht über die Bergmannsbetreuung der Städtischen Volkshochschule Bochum. So grau alle Statistiken sein mögen, so notwendig sind sie aber auch, um die Zweifler von dieser Aufgabe zu überzeugen: waren es zu Anfang nur 42 Veranstaltungen mit je durchschnittlich 19 Besuchern, so hatten wir 1952 bereits 897 Veranstaltungen in Wohn- und Ledigenheimen, Berglehrlingsheimen und Pestalozzidörfern mit einer Durchschnittsbesucherzahl von 38. Heute liegt diese Besucherzahl je Veranstaltung zwischen 50 und 60.

Wir, die wir täglich zu „unseren“ Neubergleuten herausfahren, brauchen keine Ziffern und Statistiken. Wir fühlen die Notwendigkeit unserer Arbeit aus der Begegnung mit jungen Menschen heraus, die heute die Veranstaltungen aus einem inneren Bedürfnis heraus besuchen, sich lebhaften Diskussionen hingeben und sich mit diesen kulturellen Dingen auseinandersetzen.

Wir haben auch den Zechenverwaltungen zu danken, daß unsere Arbeit diese Aufwärtsbewegung erfahren hat. Vertrauensvoll haben sie uns immer wieder finanziell unterstützt. Auch eine Reihe Heimleiter half uns, indem sie in reger Anteilnahme an dieser Aufgabe mitgearbeitet hat. . . .

Schon längst hat der Fahrer neben mir das Scheinwerferlicht eingeschaltet. Der volle Abend ist hereingebrochen. Vor uns taucht die riesenhafte Silhouette der Schachtanlage auf, der mein heutiger Besuch gilt. Angesichts

dieses geordneten Chaos von Stahl, Beton und verhaltener Kraft wird mir immer etwas bang, weil ich wieder diesen Menschen begegnen soll, die mit solchen Giganten täglich Umgang haben und sie unter ihre Hände zwingen, Hände, die rau und schwierig in diesem Kampf des Menschen gegen die Technik geworden sind.

Und doch steigt wieder ein unbeschreibliches Glücksgefühl in mir auf, als wir jetzt vor dem Lager halten und alles so eintritt, wie ich es vorhin auf der Fahrt geträumt habe. Junge Menschen umringen uns und nehmen mir das Lichtbildgerät und das Verlängerungskabel ab. Sie folgen uns in dem Gefühl, wieder etwas aus der großen Welt unserer Kultur geschenkt zu bekommen.

Das laute Stuhlrücken und das Hin- und Hergerufe ver-ebbt langsam. Es tritt jene erwartungsvolle Stille ein — nur ein paar Sekunden —, die man auch vor Konzerten empfindet, wenn die Kronleuchter langsam verloschen sind und der Dirigent seinen Taktstock erhebt, um tote, schwarze Noten zu einem Rausch von Tönen zu erwecken. Diese erwartungsvolle Stille, die uns überall da begegnet, wo irgend etwas auf uns zukommt, das wir mit unserem Bewußtsein nie ganz erfassen und begreifen können.

Wer diesen Augenblick der Stille einmal in einem dieser Lager miterleben darf, dem muß es deutlich werden, daß diesen Neubergleuten unsere kulturelle Bergmannsbetreuung eine innere Notwendigkeit geworden ist. Sie wollen teilhaben an unseren Kulturgütern im Bewußtsein, die einstigen Träger dieser alten Überlieferungen zu sein.

Wir aber haben unser Ziel erreicht, mithelfen zu dürfen, die betriebliche sowie auch die geistige Selbstmachung dieser jungen Menschen mit vorzubereiten, so daß aus ihnen einmal rechte Bergmannsfamilien erwachsen.